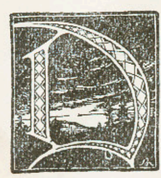


9. Jahrgang | Verlag: Der kleine Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 21

Abendsonne

Sonne.

Von Max Karl Böttcher.



Die grauen Morgennebel lagen noch in dicken Schichten über dem Sonnenheim. Kühler Morgenwind strich durch die Wälder und Berge, und die Tauperlchen hatten tüchtig zu schaffen, jeden Halm und jede Blume mit einem schillernden Tropfen zu krönen; denn schon wurden Käfer und Schmetterling munter und machten sich auf, von Klee und Heidekraut ihren Morgentrunk zu schöpfen.

Oben im Sonnenheim erwachte Vater Sonnenstrahl. Er reckte und dehnte sich in seiner gleißenden Bettstatt, gähnte noch einmal recht gemütlich und weckte dann Mutter Sonnenstrahl. Vater Sonnenstrahl stand auf, trat vor die Schwelle des Sonnenheims und blickte fröhlich in die Welt. Tief unter ihm schwamm im Dunst und Nebel die Erde. Die Wolken balgten sich lustig in der frischen Morgenluft, sie schoben sich unter- und durcheinander, daß es eine Lust war, ihnen zuzuschauen.



„Die Sonne geht auf!"

Über den Wolken aber spann sich in unendlicher Weite das tiefblaue Himmelszelt. Hie und da flimmerte noch ein Stern auf, aber im nächsten Augenblick verschwanden alle im Himmelsblau. Der Mond wurde ganz blaß vor Ärger, als er Herrn Sonnenstrahl erblickte.

Er stieß in sein güldenes Horn, und über die Himmelswiese rauschte ein matter, leiser Ton. Der Morgenstern sprang näher zu seinem Hirten, er flackerte noch ein paarmal auf und verfloß dann im Morgenblau.

Vater Sonnenstrahl lachte und griff mit der Hand nach der großen Wolke, die wie ein schwarzer Berg vor dem Sonnenheim lagerte. Er schob die Wolkenwand hinweg, und nun fuhren wie Blitze tausend und abertausend goldglitzernde Strahlen hinunter zur Erde. Das war ein Wettlaufen! Ein jeder wollte zuerst durch die Wälder huschen und mit goldenem Kusse erwecken, was da lebet und Lust hat am Sommermorgen. — Einer der Strahlen stieß in die grünwogende Saat. Da wurde die Lerche munter und schoß mit jubelndem Singen gen Himmel, und ihr Gezwitscher war der Weckruf für vieles Getier. — Das Sonnenheim glänzte im Wolkenflor wie eine große, glutig-goldene Kugel. — Mancher Wanderer stand auf Bergeshöhen und schaute entzückt in die Ferne. — „Sonnenaufgang!" sagt er, und singt dann aus frischer Kehle: „O Welt, wie bist du doch so schön!" — —

Im Bauernhause wurde es lebendig. „Die Sonn' geht auf!" ruft der Herr, und der Großknecht weckt das Gesinde. — Vor der Tür des Sonnenheims stand

noch immer Vater Sonnenstrahl. Er breitete jetzt beide Hände aus und goß schimmernde Röte in die Täler und über die Fluren. Die Wolken entwichen, und klarblauer Himmel erwuchs aus dem prächtigen Morgenrot. Auf der Erde war es Tag. —

Die Sonneneltern traten nun Hand in Hand zur Wiege und blickten glänzenden Auges auf ihr liebliches Zwillingspaar, zwei reizende Sonnenstrählchen.

„Schau nur, was Goldschimmerchen für Bäckchen sich angeschlafen hat!" sagte Vater Sonnenstrahl mit glücklichem Lachen. Und die Mutter nickte und neigte sich über das andere Sonnenkind. „Wach auf! Sonnenflimmerchen!" rief sie, und das Kleine mit den krausen Blondlöckchen lächelte und schlug die Augen auf. Mit einem Male ward es hell im Gemach. Mit jedem Blick des Kindes huschten Sonnenringel über die Wände und spielten mit den Luftstäubchen. Da rieb sich auch Goldschimmerchen mit den kleinen Fäusten die Augen, und jetzt war alles umher eitles Flimmern und Glitzern. Bald fuhren die Sonnenstrählchen in die blühenden Wicken am Fensterstock, bald huschten sie nach Hand und Mund von Vater und Mutter. — O Sonnenschein!


„Heb mich, Mutter!" bat Sonnenflimmerchen.

„Nun schnell, Kinder, badet euch im Morgenrot, und dann laßt uns auf Erden spazieren gehen!" —

„Gehst du auch mit, Vater?" fragte Goldschimmerchen.

„Nein, Kind! — Ich muß mit meiner ganzen Wärme über den Feldern lagern, daß das Korn zur Reife kommt und sie ihr Heu trocken in die Scheuern bringen, ehe noch unser Feind, das böse Gewitter, ihnen Schaden bringt!"

Mutter Sonnenstrahl fuhr mit Goldschimmerchen und Sonnenflimmerchen nieder zur Erde. — — —

Und nun begann ein lustig Wandern. Sie standen am Flusse und schauten in die Wellen, daß die Wasser wie ein flüssiges Silberband erglänzten. Und sie kamen in die große Stadt mit vielen hohen Häusern und engen Höfen, und überall, wo sie eintraten, ward es licht und warm. Sie standen vor einem großen Haus mit vielen Fenstern.

„Heb' mich, Mutter!" bat Sonnenflimmerchen.

Da sah es große, luftige Säle mit vielen Betten, Reihe an Reihe. Es war ein Krankenhaus.

Aus dem Raume drang Ächzen und Stöhnen an der Sonnenkinder Ohr. — „Hörst du, Mutter, was der eine dort lispelte; — der dort, mit den eingefallenen Wangen?"

Und sie lauschten. — Der Kranke betet.

„Laß, Vater, noch einmal mich den goldenen Strahl deiner Sonne sehen, ehe ich von hinnen gehe!" — — Goldschimmerchen wandte das Köpfchen, und über des Todkranken Bett huschten die glänzenden Strahlen.

„Du gütigster Vater!" sagte der Sterbende mit seligem Lächeln.

Ernst und heiter wanderten Sonnenstrahls weiter. — —

„Mutter, ist das auch ein Krankenhaus?" fragte Goldschimmerchen und blieb vor einem finsteren Bau stehen. Der hatte eine Unzahl kleiner, vergitterter Fenster, und vor jedem Fenster war noch ein Holzkasten schräg ange-

bracht. — „Nein, Herzchen, das ist ein Gefängnis!“

Die beiden Kinder blickten mit Schauer an den düsteren Mauern empor. Drin aber lag in einer der Zellen ein weinendes Weib vor seiner Bettstatt auf den Knien. Sie rang die Hände und betete: „Du lieber, guter Gott, — wohl ist es wahr, ich habe gestohlen, aber nicht für mich — — du weißt doch — das Geld — war für mein Kind, mein krankes! — — Bin ich so schlecht, daß die Menschen mich einsperren und mein Kind von mir rissen?! — Bist auch du mir böse, guter Gott — —? Ach, sende mir Trost in meinem Jammer!“ — —

Da spielen drüben an den feuchten Steinfließen zwei goldene Sonnenfleckchen miteinander. Sie huschten in Ecken und Winkel und brachten mildes Licht in den Kerker.

Die Gefangene sah es, und mit verklärtem Antlitz schaute sie nach den Sonnenstrahlen. Mit ihrer müden, blassen



Hand fuhr sie kosend über die goldgelben Sonnenfleckchen, als wollte sie sie streicheln. „Grüßt mir meinen Jungen, ihr Lieben!“ — „Wohin nun, Mutter?“ „Kommt nur!“ — Sie gingen weit, weit fort. „Hier ist es nicht schön, hier in diesem garstigen, finsteren Hofe!“ —

Aber Mutter Sonnenstrahl achtete nicht darauf.



„Der arme kleine Kerl!“ sagten Goldschimmerchen und Sonnenflimmerchen wie aus einem Munde.

„Nun schaut mal hier hinein!“ — —

„Hu — ich glaube gar, in dem Keller wohnen Leute?“

„Nein, ein Junge ist's bloß, der dort auf dem Haufen Lumpen liegt!“ — —

Ein fünfjähriger Knabe warf sich unruhig hin und her, bald wühlte er sich in die Lumpen ein, bald zog er die Fetzen an sich heran. Dabei zitterte er an allen Gliedern.

„Der arme, kleine Kerl!“ sagten Goldschimmerchen und Sonnenflimmerchen wie aus einem Munde.

„Wollt ihr ihm helfen?“ fragte Frau Sonnenstrahl.

„Gern, Mutter, gern!“ — —

„So setzt euch mucksmäuschenstill hier vors Fenster und schaut hinein. Licht und Wärme tun dem Jungen am wohlsten, und ich will hingehen und eines guten Mannes Herz erwärmen, daß er dem Hungernden Speise und Trank bringt!“ —

So saßen nun die Sonnenkinder am Kellerfenster, und als ich vorhin vorüberging, tuschelte Goldschimmerchen dem Sonnenflimmerchen gerade ins Ohr: „Wir wollen den Armen und Kranken und Gefangenen immer Freude bringen!“

Ergebnis des Preisausschreibens in Nr. 13 „Balladen“

Liebe kleine Freunde und Freundinnen!

Diesmal war es wohl nicht ganz leicht! Da habt ihr euer Köpfchen schon ein bißchen anstrengen müssen. Und trotzdem, wer sich die Bilder genau ansah und die darunterstehenden Stichwörter aufmerksam las, der mußte es herausbekommen; und auf diese Weise ist es wohl den meisten unter euch auch geglückt.

Freilich — einige raten immer daneben. Aber sie werden beim nächsten Mal sicherlich „auf der Hut sein“.

Eines ist uns aber sicher: dümmer seid ihr durch dieses Preisausschreiben nicht geworden; und so etwas macht immer Freude.

Die Beteiligung war wie stets sehr groß, sodaß verlost werden mußte.

Sämtliche Preisträger erhielten eine besondere schriftliche Nachricht. Die Preise sind ihnen inzwischen übersandt worden. Die Bildnisse der ersten 3 Preisträger werden wir in einer der nächsten Nummern veröffentlichen.

Es erhielten:

1. Preis: 100 Mark in bar:
Gerda Neumann, Luckau (Niederlausitz), Langestraße 17.

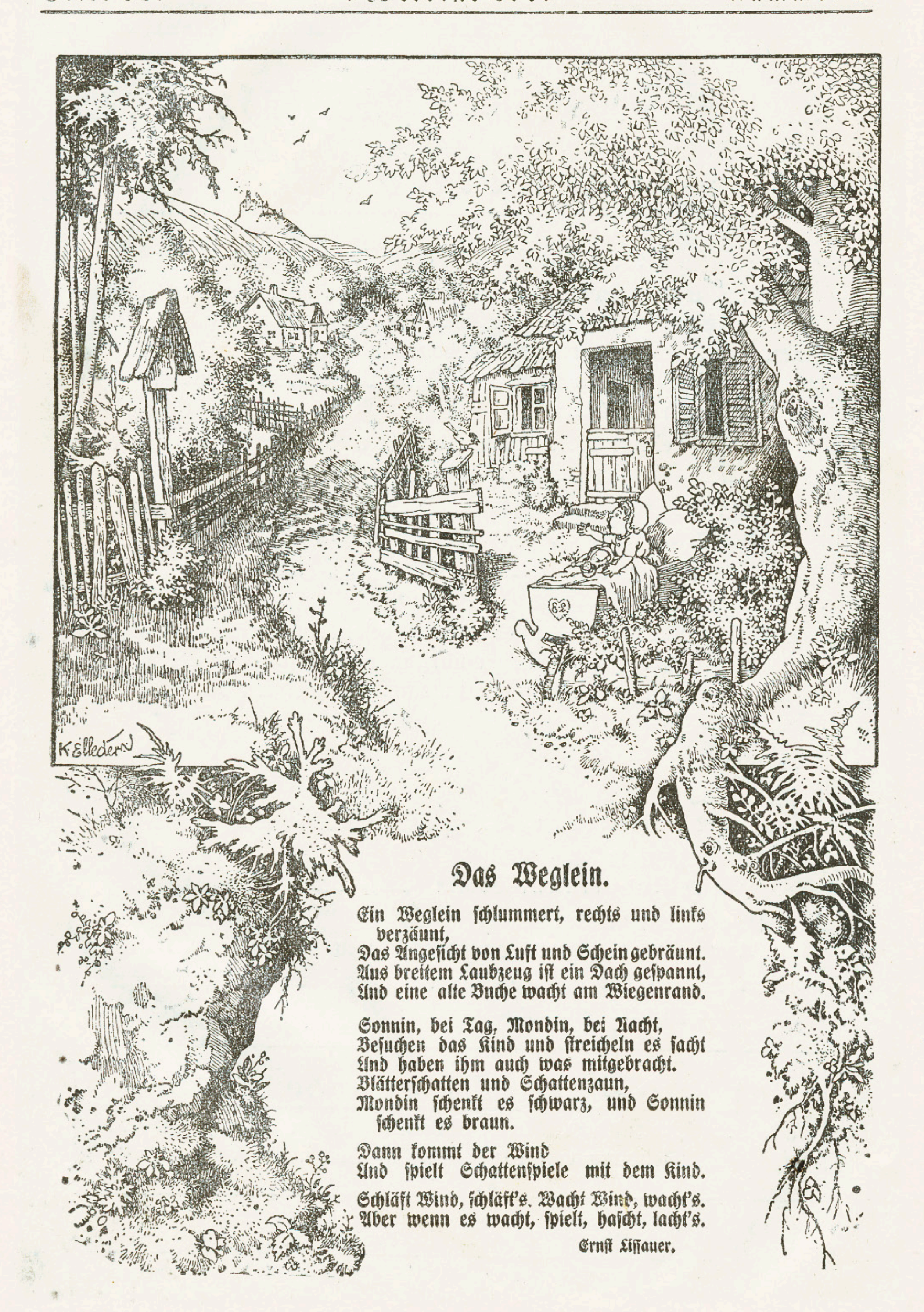
2. Preis: 75 Mark in bar:
Heinz Rademann, Döbeln (Sa.), Brauhausgasse 13.

3. Preis: 50 Mark in bar:
Kurt Engelmann, Hannover-Linden, Teichstraße 2 III.

Leider läßt es der geringe Raum nicht zu, weitere Preiträger an dieser Stelle zu veröffentlichen.

Das Namenverzeichnis der 5000 Preisträger

aus dem Preisausschreiben „Balladen“ liefern wir gegen Einsendung von 10 Pfennig in Briefmarken.



Das Weglein.

Ein Weglein schlummert, rechts und links
 verzäunt,
Das Angesicht von Luft und Schein gebräunt.
Aus breitem Laubzeug ist ein Dach gespannt,
Und eine alte Buche wacht am Wiegenrand.

Sonnin, bei Tag, Mondin, bei Nacht,
Besuchen das Kind und streicheln es sacht
Und haben ihm auch was mitgebracht.
Blätterschatten und Schattenzaun,
Mondin schenkt es schwarz, und Sonnin
 schenkt es braun.

Dann kommt der Wind
Und spielt Schattenspiele mit dem Kind.

Schläft Wind, schläft's. Wacht Wind, wacht's.
Aber wenn es wacht, spielt, hascht, lacht's.

Ernst Lissauer.



Bisheriger Verlauf der Erzählung.

Der kleine Coco ist wieder aufgetaucht und erzählt uns, wie es ihm die vielen Jahre hindurch ergangen ist, während welcher er für uns verschollen war. Während des Krieges ist er eines schönen Tages von Goch aufgebrochen, um sich nach Ostafrika zu begeben und dort an der Seite seiner Landsleute für die deutschen Kolonien zu kämpfen. Das Schiff wurde von den Engländern aufgegriffen. Die Passagiere sollten in ein Internierungslager gebracht werden. Ein Sturm überraschte das Schiff; es scheiterte. Coco rettete sich auf eine einsame Insel und lebte hier unter den friedlichen Eingeborenen, fern von allem Verkehr, ständig erfüllt von der Sehnsucht, zur zivilisierten Menschheit zurückzugelangen. Tag für Tag spähte er nach einem Schiffe aus, das ihn aufnehmen könnte, bis endlich im 10. Jahre dieser Verbannung sein Sehnen erfüllt wurde. Ein Schiff kam an der Insel vorbei. Es gelang ihm, Zeichen zu geben, und sie holten ihn an Bord. Dr. Vanderbilt, ein Gelehrter aus Amerika, der sich auf der Rückreise nach Südamerika befand und vor kurzem seinen Diener verloren hatte, nahm ihn an dessen Stelle in Dienst. Ihn begleitet er nun auf der weiten Reise, die den Gelehrten zunächst nach Peru und dann ins Gebiet des Amazonenstroms und durch Brasilien führt. In Buenos Aires hat Dr. Vanderbilt die auf der Reise durch Afrika angelegten Sammlungen geordnet und dann auf der transandischen Eisenbahn die Reise nach Chile angetreten. Unterwegs, mitten in der Steppe, verursachte ein Maschinendefekt einen längeren Aufenthalt. Coco unternahm, um die Zeit hinzubringen, einen kleinen Jagdausflug. Einem Hirsche nachsetzend, den er einsam in der Prärie grasen sah, verirrte er sich, da er bei einem Fall in ein Erdloch seinen Kompaß verlor. In seinem Eifer, den Hirsch zu erjagen, verirrt er sich immer mehr, bis ihn nach vielstündigen Strapazen die Nacht überrascht. Aus tiefem Schlaf erwacht, nimmt Coco die Wanderung wieder auf. Beim Sturz in ein Loch stößt er auf seinen verlorengegangenen Kompaß, der ihm nun den richtigen Rückweg zeigt. Dr. Vanderbilt hat sich bei seinem Freund in der Hazienda, Don Cristobal de Peralta, einquartiert. Für den eifrigen Forscher gibt es hier Mannigfaches zu sehen. Coco hat ein interessantes Erlebnis. Dr. Vanderbilt gibt Kenntnis von dem Inhalt eines aufgefundenen alten, wichtigen Manuskripts, das von einem eigenartigen Eroberungszug berichtet. Don Peralta, Dr. Vanderbilt, Coco und viel Dienstpersonal begeben sich auf Grund des Berichtes auf die Suche nach den angeblich vergrabenen Goldschätzen. Durch eine wunderschöne Gegend führt der Weg, aber auch große Hindernisse gilt es zu beseitigen.

11. Bericht. (Fortsetzung.)

Inzwischen waren Peralta und Cetina gegen den Fuß des Felsens weiter vorgegangen. Sie entschwanden in der Dunkelheit unsern Blicken, aber wir hörten sie in der tiefen Stille miteinander sprechen, und plötzlich scholl ein Ruf, den Cetina ausstieß, an unser Ohr und dann ein Schrei des Schreckens. Wir sprangen auf und waren im Begriff, den beiden nachzueilen, da kam Peralta im Laufschritt allein zurück.

„Denken Sie nur," rief er uns zu, „der Mestize hat sich geirrt. Wir sind am falschen Orte. Diese Kuppe hängt nicht mit dem Felsen zusammen, sondern ist von ihm durch eine breite, unüberschreitbare Kluft getrennt. Wir hätten auf die nächste Kuppe rechter Hand hinaufsteigen müssen. Cetina wollte selber nicht an seinen Irrtum glauben und ging noch ein paar Schritte weiter vor. Da ist er über den Rand abgestürzt und hängt nun ein paar Meter tief zwischen den Klippen. Er scheint schwer zu Schaden gekommen zu sein, denn er stöhnt und jammert und kann allein nicht wieder herauf. Kommen Sie geschwind, meine Herren, wir müssen ihn holen."

Im Sturmschritt folgten wir Don Cristobal — aber als wir die Stelle erreichten, wo er soeben den Mestizen hatte hinabfallen sehen, und uns über den Rand des Abgrunds hernieder beugten, fanden wir keine Spur mehr von Cetina.

„Mein Gott!" rief der Haciendero. „Er hat sich nicht halten können und ist in die Tiefe hinabgeglitten!"

Aber Mr. Brown war flink ein Stück weit über die Zacken hinunter geklettert und untersuchte das Gestein.

„Hier ist kein Block ausgebrochen," erklärte er, „und wenn er zwischen diesen Vorsprüngen gehangen hat, so kann er nicht gut von allein weiter gerutscht sein."

„Aber ich sage Ihnen doch, ich habe ihn abstürzen sehen!" beharrte Peralta.

„Bis hierher, ja, das glaube ich wohl", lächelte Mr. Brown.

„Gewiß, und dort habe ich ihn liegen sehen! Und habe ihn jammern und schreien hören!"

„Und da er eben nicht mehr hier liegt und wir ihn nicht mehr schreien hören," fuhr Mr. Brown fort, „so gibt es nur eine Erklärung. Er kennt den Felsen hier und ist abgestiegen."

Peralta sah den Amerikaner verständnislos an.

„Was sagen Sie?" rief er verblüfft aus.

„Ich sage, weiter fallen konnte er nicht — wohl aber weiter klettern, wenn er Bescheid wußte."

Peralta starrte in die dunkle Tiefe hinab.

„Cetina!“ rief er hinunter. „Felipe Cetina! Wo sind Sie? Können wir Ihnen helfen?“

Da scholl aus der Nacht zu unsern Füßen, im Tone des Frohlockens ausgestoßen, der Ruf zu uns empor: „Atalipa! Atalipa!“

Wir erkannten die Stimme des Mestizen und sahen einander fassungslos an.

„Da haben Sie die Antwort!“ sprach Mr. Brown, der wieder zu uns heraufgekommen war. „O meine Ahnung! Begreifen Sie nun, Don Peralta, daß dieser Schurke ein Verräter war und daß er uns in eine Falle gelockt hat?“

„Können wir ihm denn nicht folgen?“ fragte Dr. Vanderbilt.

„Unmöglich“, antwortete der Amerikaner. „Hier kann nur jemand hinunter, der den Felsen genau kennt. Im Finstern möchte nicht einmal ich selbst den Versuch wagen.“

Peralta sank auf einen Stein und schlug beide Hände vor das Gesicht. Er hatte alle Hoffnung auf den Mestizen gesetzt und keinen Augenblick daran gezweifelt, daß er mit der Hilfe dieses Mannes die Höhle und den Schatz finden werde. Die Erkenntnis, daß alles Lug und Trug gewesen und er von einem Spießgesellen Atalipas nach zweifellos abgekartetem Plane in die Irre geführt worden sei, warf ihn völlig nieder.



Peralta starrte in die dunkle Tiefe hinab . . . . .

Dr. Vanderbilt legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wir dürfen jetzt nicht den Kopf hängen lassen, mein Freund“, sagte er. „Hier heißt es vor allem einen Entschluß fassen und handeln. Was raten Sie, Mr. Brown? Ich meine, wir sollten auf keinen Fall hier oben bleiben. Wir sind auf dieser Felskuppe rettungslos gefangen und verloren, wenn die Indianer kommen und uns umstellen.“

„Es ist meine Überzeugung, daß der Mestize uns gerade zu diesem Zwecke hierher geführt hat“, antwortete der Amerikaner kaltblütig. „Aber ich sehe keine Möglichkeit, sein teuflisches Werk zu vereiteln.“

„Könnten wir nicht versuchen, da abzusteigen, wo wir hinaufgekommen sind?“

„Das ist in dieser Dunkelheit ebenso unmöglich wie hier“, entgegnete Mr. Brown. „Aber Sie bringen mich auf einen Gedanken. Allein kann ich es wagen. Und ich werde mich sofort auf den Weg machen, ehe dieser hündische Mestize sich zu seinen Kameraden gesellt hat. Ich werde unsere Tragtiere aufsuchen und soviel von unserm Proviant hier heraufschaffen, wie ich tragen kann. Gebe Gott, daß ich nicht zu spät komme!“

„Sie meinen — — ?“

„Ich meine, noch in dieser Nacht werden die Banditen uns einschließen und regelrecht belagern. Dazu hat Atalipa uns hierher führen lassen. Doch vergeuden wir nicht die kostbaren Minuten mit fruchtlosem Gerede!“

Damit verschwand er in die Nacht hinein. Wir gingen dem Geräusch seiner eilenden Schritte nach, querten die Mulde, wo wir unser Gepäck gelassen hatten und standen bald darauf wieder an der Stelle, wo wir zu dem Rande des Felsens heraufgekommen waren. Den Weg, den wir hier benutzt hatten, erkannten wir jetzt nicht mehr. In leere Nacht starrten wir hinein, ja wir sahen nicht einmal etwas von Mr. Brown, der doch vor wenigen Minuten erst den Abstieg begonnen haben konnte. Nur an dem leisen scharrenden Geräusch, das an unser Ohr schlug, errieten wir, wie er sich langsam und vorsichtig bergab tastete und welches Wagnis es selbst für ihn, den geübten Kletterer sein mochte, in solcher Finsternis hier hinunterzuklettern.

Es dauerte lange, entsetzlich lange, bis er den Punkt erreichte, wo er sich abseilen mußte und wir zweifelten schon, ob er den Weg fortsetzen oder ob nicht etwa die tiefe Finsternis und die große Gefahr ihn bewege, halt zu machen und an dem Flecke, wo er eben stände, das Morgenlicht abzuwarten. Da endlich hörten wir die Schläge des Hammers, mit dem er den Haken wieder in den Felsen trieb, und wir erschraken über die lauten, scharfen Töne und über das klare, vielfältige Echo, das rings von den Wänden zu uns herüber klang. Dann war alles wieder grabesstill.

Aber die Hammerschläge hatten uns erst so recht zum Bewußtsein gebracht, was Mr. Brown für uns wagte. Wenn der Feind in der Nähe war — und wir meinten kaum daran zweifeln zu dürfen — so mußten diese Schläge ihm verraten, was hier vorging. Und dann eilte er gewiß fliegenden Schrittes zu der Stelle, wo er uns im Begriff glaubte, dem Gefängnis zu entweichen, in das er uns gelockt hatte. Was aber würde Mr. Browns Schicksal sein, wenn er allein den Indianern in die Hände fiel?

Während wir diese Fragen an uns richteten, lauschten wir gespannt und mit heftig klopfendem Herzen in die grauenhafte Stille der Finsternis. Nur hin und wieder klang ein gedämpftes Rascheln und Knistern herauf, und dann zerriß plötzlich das helle Wiehern von Maultieren das nächtliche Schweigen. Wir erkannten daran zu unserer Freude, daß Mr. Brown die Tiere glücklich gefunden haben müsse, und gaben uns nun der Hoffnung hin, er werde seinen Zweck erreichen und wohlbehalten zu uns zurückkommen.

Da plötzlich wurde es dort unten in der stillen Nacht seltsam lebendig. Ein Geräusch, wie wenn Menschen zwischen den Felsblöcken hin und her sprängen, ließ sich vernehmen, dann flammte hier und dort ein greller Lichtschein auf, zuckte sekundenlang durch die Finsternis und erlosch, Stimmen, die einander zuriefen, wurden laut. Die Indianer waren herangekommen und suchten den Mann, den sie am Rande des Felsens hatten arbeiten hören. Wir blieben im unklaren darüber, ob sie Mr. Brown entdeckt hätten, aber wir sagten uns, daß wir auch seine Stimme hätten hören müssen, wenn sie ihn ertappt und gefangen genommen hätten. Dann kamen sie zu der Stelle, wo unsere Tiere standen und ein vielstimmiges Freudengeschrei verkündete den Fund. Wir hörten deutlich, wie sie sie losbanden und unter Schlägen und Schreien wegtrieben.

Der Lärm verlor sich allmählich in den Schluchten, und wieder wurde es totenstill. Wir blieben noch immer am Rande des Felsens und lauschten gespannt in die Nacht hinein. Was war aus Mr. Brown geworden? Gewiß hätte er sich nicht ohne Gegenwehr greifen lassen. Wenn es ihm aber geglückt war, den Feinden zu entgehen, wohin hatte er sich gewandt und wie wollte er sich der Verfolgung entziehen? Und hing nicht auch das Seil noch immer dort unten und bot den Indianern einen Weg dar, zu uns zu gelangen. Über die Wand freilich konnten sie nur einzeln herauf kommen, auf dem Felsenbande aber konnten recht wohl zehn oder zwanzig dieser klettergewandten und aller Wege in den Bergen kundigen Leute dicht hintereinander folgen, und so mußten wir mit der Möglichkeit eines Überfalls rechnen.

In furchtbarer Spannung verflossen uns diese schrecklichen, finsteren Stunden. Mr. Brown kam nicht wieder und kein Geräusch verriet uns, daß er sich noch in unserer Nähe aufhielte. Endlich hellte sich die Finsternis, über die Höhen im Osten kam langsam das Licht herauf und die Welt um uns her hob sich klarer und klarer aus den zurückweichenden Schatten. Gewaltige Bergeszinnen zeichneten ihre scharfen Kanten am stahlblauen Himmel ab und hier und dort schimmerte durch den Dunst der Ferne eine schneegekrönte Spitze. Unmittelbar vor uns stürzte die Kuppe, auf der wir standen, schroff ab und wir begriffen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, in nächtlicher Dunkelheit da hinunterzusteigen; der geringste Fehltritt hätte uns in die schwindelnde Tiefe geschleudert. Zu beiden Seiten ragten eben solche Kuppen in langer Kette empor, einige höher, einige niedriger, und hinter ihnen zog sich, soweit das Auge reichte, eine mächtige, ununterbrochene Felswand hin, überall von abschreckender Steilheit, an manchen Stellen furchtbar zerklüftet, an andern prall und glatt wie eine Mauer. Einige dieser Kuppen waren nichts als Wandvorsprünge und hingen mit dem Felsmassiv zusammen, andere waren durch weite Klüfte oder breite Schluchten von ihm getrennt. Das Ganze sah aus wie ein riesiger steinerner Dom, vor dessen hochragender Rückseite einzelne Kanzeln aufgestellt waren und in welchem die Sitze von unzähligen Blöcken gebildet wurden, die in unübersehbarem Gewirr weithin den Boden bedeckten.

Indessen war keiner von uns in der Stimmung, die Großartigkeit dieses Gebirgsbildes zu würdigen; auch enthüllte sich mir, was ich hier beschreibe, nicht auf einen umfassenden Blick oder in ruhig genießender Betrachtung. Nur von Zeit zu Zeit, wenn der Feind uns die Muße dazu ließ, konnten wir Umschau halten und uns klar über die Gegend werden, in der wir uns befanden. Denn schon bei den ersten Schritten, die wir im aufdämmernden Morgenlicht taten, trat uns dieser Feind entgegen und gab uns die volle Gewißheit unserer hoffnungslosen Lage.

Wir wollten vor allen Dingen den Indianern zunächst einmal den Weg zu uns herauf abschneiden, und Gongora, dem von uns allen der Weg über das Felsenband am leichtesten gefallen war, schickte sich eben an, zu der Stelle hinabzusteigen, wo das Seil festgemacht war, um es herauf zu holen, da erscholl unten lautes Geschrei, Schüsse fielen, Kugeln pfiffen um unsere Köpfe, und der arme kleine Gongora breitete, zu Tode getroffen, die Arme aus und stürzte kopfüber in die Tiefe — das erste Opfer des schweren Kampfes, der uns jetzt bevorstand.

Wir taumelten entsetzt zurück, um aus dem Bereich dieses mörderischen Feuers zu kommen, da krachten auch von rechts und links her Schüsse und Alarcon brach in die Knie, schrie uns zu, er sei durch die Brust geschossen und blieb regungslos liegen. Wir andern erreichten die kleine Mulde und warfen uns hier zu Boden, hinter den Steinblöcken Deckung suchend. Minutenlang lagen wir still und ohne ein Wort zu sprechen. Was hätten wir einander auch sagen sollen? Gab es ein Wort des Trostes oder einen Ratschlag zur Erlösung? Wir wußten alle vier, daß wir verloren waren. Wenn wir nicht dem Kreuzfeuer der Wilden erlagen, die die Felskanzeln rechts und links

von uns besetzt hatten, wenn sie nicht auf den beiden Wegen, die ihnen offenstanden — dort, wo das Seil hing und dort, wo Cetina, der Verräter, hinabgeglitten war — zu uns kamen, um uns niederzumachen, so mußten die kargen Vorräte, über die wir verfügten, gar bald erschöpft sein und Hunger und Durst uns entkräftet oder tot dem Feinde überliefern.

12. Bericht.

Keine Kerkermauer umgab uns, keine eiserne Tür mit Schloß und Riegel sperrte uns ab, kein vergittertes Fenster hemmte unsern Ausblick, und doch waren wir nicht minder grausam und rettungslos gefangen, als wenn der dickste Turm oder das tiefste Verlies uns umschlossen hätte. Der Himmel wölbte sich weit und unermeßlich über uns, die großartigste Gebirgslandschaft umgab uns, soweit das Auge reichte, und doch waren wir an den Platz gefesselt, als wären wir mit Ketten an eine Wand geschmiedet. Drei Gefährten hatten wir verloren, wir waren nun bloß noch unser vier, und was sollten wir paar Männer tun gegen eine zahlreiche Bande von Wilden, die unsern Tod wollten?

Felipe Cetina hatte seinen Rucksack zu unserm Gepäck geworfen, und als er mit Peralta zu dem Rande der Kuppe vorging, hatte er, wahrscheinlich um keinen Verdacht zu erwecken, darauf verzichtet, ihn wieder an sich zu nehmen. Wir fügten den Inhalt zu unserm Proviant und überrechneten, wie lange wir mit diesem kargen Vorrat unser Leben fristen konnten. Womit aber wollten wir Durst und Hunger stillen, wenn wir damit am Ende waren, selbst wenn wir bis dahin den Kugeln der Indianer entgingen, die um uns her pfiffen, sobald wir uns nur aufrichteten?

Unsere Lage war völlig hoffnungslos, darüber waren wir uns klar. Selbst die dunkelste Nacht konnte uns keine Rettung bringen, wir hätten denn den Sturz in die Tiefe dem Tode in der Hand unserer Feinde vorziehen sollen. Kriechend bewegten wir uns zum Rande der Plattform vor, Peralta und Ramirez nach der rechten, Dr. Vanderbilt und ich nach der linken Seite. Hier stellten wir uns durch Steinblöcke eine kleine Brustwehr her. Munition hatten wir zu Genüge, aber unsere Feinde hielten sich auf den beiden Kuppen neben uns so geschickt verborgen, daß wir nicht zum Schusse kamen. Wir gaben es daher auf, die dort obenstehenden Indianer zu beobachten, und beschlossen, unser Augenmerk auf die beiden Stellen zu richten, von denen aus sie zu uns heraufkommen konnten. Wir kannten die Kampfart dieser Wilden und wußten, daß jeder einzelne von ihnen sich scheute, sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen. Auch mußten wir uns sagen, daß sie das ja gar nicht nötig hatten, da es nur eine Frage von wenigen Tagen war, bis wir, am Ende unserer Kräfte, ihnen auf Gnade und Ungnade überliefert sein würden — ein leichtes Spiel und eine sichere Rechnung für die unerschütterliche Geduld von Indianern. Wenn sie jedoch aus irgendeinem Grunde willens waren, eher mit uns fertig zu werden, so mußten wir damit rechnen, daß sie dies mit einem nächtlichen Überfall versuchen würden, und wir hielten es daher für das beste, uns in einen regelrechten Stundendienst von Rast und Wache zu teilen, sodaß zwei von uns ständig an den Zugängen auf Posten liegen konnten.

Wenn wir in unserer trostlosen Lage diese armselige Vorkehrung trafen, so geschah es vielleicht nur deshalb, weil wir uns eben keinen andern Rat wußten, vielleicht aber auch aus einer unbestimmten Hoffnung heraus, die jeder im innersten Herzen hegte, wenn auch keiner sie auszusprechen wagte. Gerade in der verzweifeltsten Lage hebt sich ja der Wille zum Leben in uns am ungestümsten, und in der härtesten Brust leuchtet wie ein stilles, unbeirrbares Licht der Glaube auf, der Glaube an den himmlischen Vater, der seine Hand über uns hält und Hilfe hat in aller Not.

Der erste Tag unserer seltsamen Gefangenschaft ging zur Neige, ohne daß sich etwas ereignete. Kein Schuß war auf unserer Seite gefallen, und auch unsern Feinden hatten wir keine Gelegenheit gegeben, auf uns zu feuern. Dr. Vanderbilt war zu Alarcon hinübergekrochen und hatte festgestellt, daß er tot war. Der Schuß, den er erhalten, mußte seinem Leben auf der Stelle ein Ende gemacht haben. In der Abenddämmerung deckten wir den Leichnam mit Steinen zu und verrichteten ein stilles Gebet für ihn und den armen Gongora, den der Abgrund aufgenommen hatte. Und unsere Gedanken kehrten wieder zu dem dritten Gefährten zurück, den wir verloren hatten und von dem wir nicht wußten, was aus ihm geworden war.

Als nach der endlosen, furchtbaren Nacht der Morgen kam, bemerkten wir, daß auf den beiden Kuppen neben uns die Indianer sich aus Steinen eine Mauer errichtet hatten, hinter der sie sich ungefährdet bewegen konnten. Unser Blick aber blieb an der Mauer rechterhand haften, denn auf ihr sahen wir eine menschliche Gestalt hocken, in grünem Gewande, behängt mit Juwelen, die in den ersten Strahlen der Sonne funkelten, und auf ihrer Brust blitzte wie ein feuriges Licht eine große goldene Scheibe.

Mit einem Ausruf des Grimms hob Ramirez das Gewehr, um zu schießen, aber Peralta drückte den Lauf nieder.

„Sparen Sie Ihre Kugel", murmelte er. „Erkennen Sie nicht, was das ist?"

„Die Mumie!" riefen wir andern wie aus einem Munde.

„Der tote Inka!" setzte Peralta hinzu. „Sie haben ihn da hingesetzt, damit er Zeuge unserer Qualen sein soll! Er soll sich weiden an der Niederlage seiner Todfeinde. Ob er auch keine Stimme mehr hat, soll er uns zurufen, daß er noch jetzt Macht hat über die Abkömmlinge derer, die einst ein stolzes Reich vernichtet haben.

(Fortsetzung folgt.)



Etwas von der Eisenbahn

Von Felix Solterer.

Fährt man heute mit der Eisenbahn, so hält man es für eine Selbstverständlichkeit, über die man nicht weiter nachzudenken braucht. Es ist aber nicht so lange her, daß diese Selbstverständlichkeit für Verrücktheit ausgelegt wurde und hohe Persönlichkeiten offene Gegner des feurigen Rosses waren.

Als Vorläufer der heutigen Eisenbahnen sind die Spurbahnen zu betrachten, denn die ältesten Kunststraßen Griechenlands waren schon mit Steingeleisen versehen. Auf den Gedanken des Geleises kam man schon in alter Zeit, als man bemerkte, welche Hindernisse tiefe Radfurchen bei Regenwetter hinterließen. Man glättete nun diese Furchen und schuf so Geleise für die Räder der Fuhrwerke, um sie leicht dahinrollen zu lassen.

Im 17. Jahrhundert wurden hölzerne Schienenwege als Ersatz für die gewöhnlichen Straßen benutzt, und im 18. Jahrhundert kamen eiserne Schienen zur Verwendung. Natürlich bewegten sich auf diesen Schienen nur Fuhrwerke, die von Pferden gezogen wurden oder allein bei Talfahrten. Bei hohen Steigungen ließ man einen herabrollenden Zug auf der einen Seite einen auf der anderen Seite zu bewegenden Zug hinaufziehen.

James Watt ist der eigentliche Begründer für die Ausnutzung der Dampfkraft; und 1825 erbaute George Stephenson die erste brauchbare Maschine, die zwischen Stockton und Darlington in England mit einer Fahrtgeschwindigkeit von 15 km in der Stunde verkehrte. Nun nahm der Bau der Eisenbahnen einen raschen Aufschwung, denn Preußen, Belgien und Österreich erhielten bald darauf ihre Eisenbahnen.

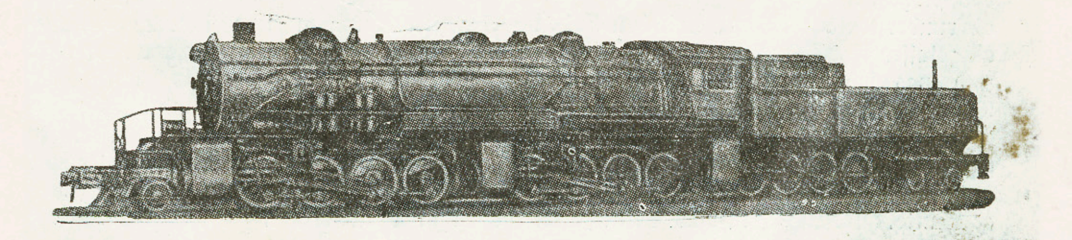
Das feurige Roß hatte aber viele machtvolle Gegner und Hindernisse zu überwinden. George Stephenson wurde für verrückt erklärt; und zwei bedeutende Ingenieure Englands gaben ihr Gutachten ab, daß der Dampfbetrieb nur dann empfehlenswert sei, wenn alle Meilen Maschinen aufgestellt wären, die die Wagen mit Seilen und Rollen zögen.

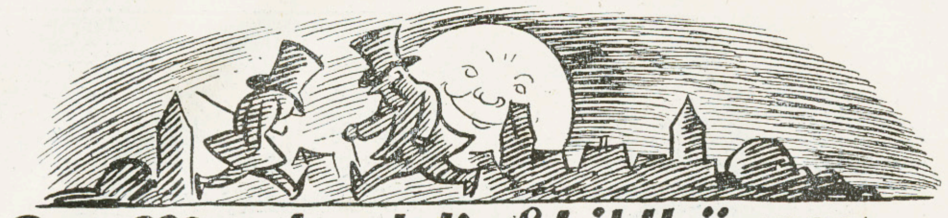
Papst Gregor war ebenfalls ein Gegner der Eisenbahn, denn er erklärte sie als ein „verabscheuungswürdiges Verkehrsmittel".

Die Münchner Ärztegesellschaft gab eine Schrift heraus, in der es hieß, daß die schnelle Fahrtgeschwindigkeit nachteilig auf den Menschen einwirken müßte, und sie stellte die Forderung auf, eine Bretterwand längs des Geleises zu ziehen, um wenigstens die Zuschauer vor Krankheiten zu schützen.

Längst sind diese Zeiten überholt und die Fahrtgeschwindigkeit von 15 km auf 60 km pro Stunde, die bis auf 120 km gebracht werden kann, gesteigert. Die Herrschaft des Dampfes scheint aber bald gebrochen zu sein, um der „weißen Kohle", der Elektrizität, Platz zu machen.

Die größte Lokomotive der Welt



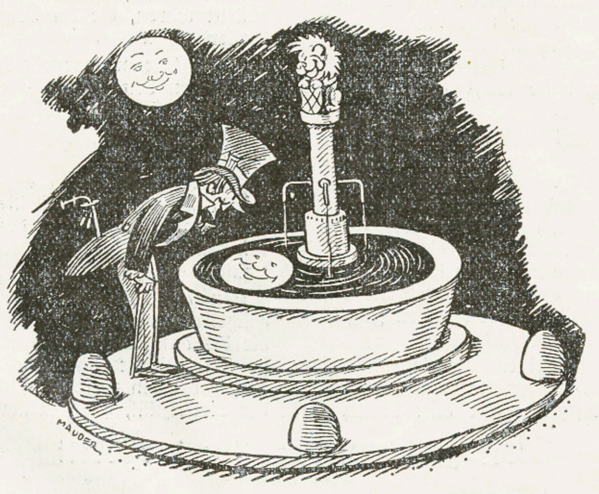


Der Mond und die Schildbürger.

Der Mond, wenn er so recht voll und rund am Himmel stand, ärgerte jedesmal die brave Stadt Schildburg. Um die Zeit, wo er voll wurde, gingen die sonst so friedlichen Bürger griesgrämig aneinander vorüber, oder sie blieben länger, als das sonst ihre Gewohnheit war, im „Krug", denn sie konnten ohnehin nicht schlafen.

Der Mond schien ihnen nämlich mitten auf die Nase, wenn sie im Bett lagen, und das kam daher, weil sie noch nicht auf den guten Einfall gekommen waren, ihre Häuser zu überdachen und dafür Fenster anbringen zu lassen.

Just um die Zeit, wo der Mond wieder einen beiderseits ganz gleich breiten Mund hatte und mit diesem so recht gemütlich und herzensfreundlich herniederlachte, ging über den Marktplatz der Stadt ein Schildbürger. Sein Weg führte ihn quer über die Mitte des Platzes, wo ein runder steinerner Brunnen in den Boden eingelassen war. Zufällig sah er hinein — und was sah er da? — da war ja der Mond leibhaftig in den Brunnen gefallen.



In seiner Herzensfreude sah der Gevatter gar nicht erst nach dem Himmel, ob er sich auch nicht getäuscht habe, sondern lief, was er konnte, alles zu rufen, was Beine hatte.

Und so kamen auf seine Freudenbotschaft alle übrigen Schildbürger teils aus ihren Betten, teils aus den Schenken, sahen ebenfalls nicht nach oben, sondern liefen schnurstracks nach dem Brunnen; denn sie alle wollten den Störenfried im Wasser zappeln sehen. Das tat er nun freilich nicht, sondern seine Scheibe leuchtete klar und unbewegt aus dem Wasser, aber darüber machten sich die guten Leutchen gar keine Gedanken, sie sahen, daß der Mond im Wasser lag, und zwar ganz tief am Brunnengrund, und das genügte ihnen. Oder vielmehr, es genügte ihnen noch nicht.

Wie leicht hätte der Mond doch noch an den Brunnenwänden hochklettern und wieder herauskommen können. Das durfte nicht geschehen. Rasch wurden ein paar kräftige Bohlen geholt und so über den Brunnen gelegt, daß keine Spalte blieb, dann mußte ein Schlosser kommen und schwere Eisenstangen darüber tun, um diese wurde ein gewaltiger Ring, der rund um den Brunnen lief, geschmiedet, und alles miteinander endlich mit einem eisernen Hängeschloß versehen. Den Schlüssel aber nahm der Schultheiß der Stadt Schildburg in Verwahrung.



Während man emsig bei der Arbeit war, den Brunnen zu überdecken, hatte sich der Himmel, der sich wohl mit den Schildbürgern einen kleinen Spaß machen wollte,



allmählich mit Wolken überzogen, sodaß es wirklich ganz finster geworden war. Befriedigt gingen die Schildbürger heim und legten sich in ihre Betten, in denen sie nun zum erstenmal in einer, wie sie meinten, unbewölkten Mondnacht ruhig und ungestört schliefen.

Am nächsten Abend befiel sie freilich alle ein heilloser Schreck, denn fröhlich und rund ging der Mond hinter den Dächern auf und stand bald wieder, wo er nachts zuvor gestanden, nämlich mitten am Himmel. Man rief den Schultheiß, und alt und jung kam und besah den Brunnen.

Aber siehe da, der Schulze hatte noch den Schlüssel im Schnupftuch eingebunden, das Schloß erwies sich als unversehrt, und auch die Klammern und Balken waren sämtlich in Ordnung. So gewissenhaft man auch alles untersuchte, nirgends war eine Lücke zu entdecken, durch die der Häftling hätte entschlüpft sein können.

Man stand ratlos, man sah abwechselnd auf den Mond, auf den Brunnen, und einander ins Gesicht. Aber von nirgends her kam die Erleuchtung.

Und so ließ man den Brunnen auf dem Marktplatz der Stadt Schildburg zu und wartet noch heute auf einen Fremden, der das seltsame Rätsel lösen kann.

Jutta Wilfing.



Es ist das kleinste Vaterland der größten Liebe nicht zu klein;
Je enger es dich rings umschließt, je näher wird's dem Herzen sein.

W. Müller.



Für die Mutter

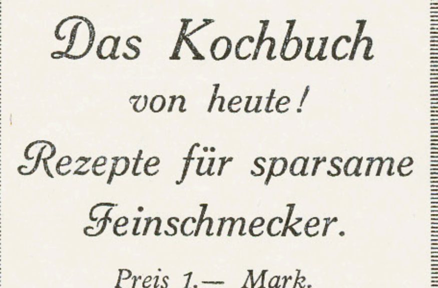
Praktische Winke.

Benzin das beste Mittel gegen Motten! Selbst die Eierbrut der Motten wird zerstört, wenn das Benzin mit einem Zerstäuber aufgetragen wird. (Achtung, Benzin ist leicht entzündlich!)

Keinen Fliegenschmutz an Spiegeln und Fenstern mehr! Koche Zwiebeln in Wasser, mit dem du Spiegelscheiben und Fenster reinigst.

Wie stelle ich mir Ofenkitt her? Ein erprobter und vor allen Dingen dauerhafter Ofenkitt wird gewonnen, wenn man gute Holzasche pulverisiert und ebensoviel gestoßenen und durchgesiebten Lehm hinzutut. Beide Teile vermische man mit einer Prise Salz. Hierauf ist es geboten, diese Mischung mit soviel Wasser anzufeuchten, daß ein nicht zu fester, breiiger Kitt daraus entsteht. Mit diesem streiche man die Risse der schadhaften Öfen zu. Hat man Kitt nach diesem Verfahren hergestellt, so wird man bemerken, daß er niemals berstet oder gar herausfällt. Er nimmt sogar mit der Zeit an Härte zu. Die Öfen müssen abgekühlt sein, wenn man deren Schadstellen auskittet. Beim Setzen neuer Öfen sollte man sich stets eines Kittes, der nach diesem erprobten Verfahren hergestellt ist, bedienen; denn Lehmerde, die man gewöhnlich zum Verkleben der Risse in Stubenöfen nimmt, springt, sobald ein Ofen wieder längere Zeit geheizt wird, ab.

Eine interessante Feststellung! In einem Zimmer mit weißen Wänden leisten 15 Normalkerzen dieselbe Kraft wie 50 in einem Raum mit dunklen Tapeten. Ja, in einem völlig schwarz tapezierten Raume können 100 Kerzen nicht die Leuchtkraft hervorbringen, die 15 Kerzen in einem gleichgroßen Raum mit weißen Wänden hervorzubringen vermögen.



Back- und Kochrezepte.

Biersuppe. (6 Personen) 2 Liter Bier, 100 Gramm Zucker, 1 Nelke, 1 Stückchen Zimt, ein Stückchen Zitronenschale, 2 Eier, 100 Gramm „Maizena".

2 Liter Bier werden mit 100 Gramm Zucker, einer Nelke, einem Stückchen Zimt und einem Stückchen Zitronenschale aufgekocht. Nun quirlt man 100 Gramm „Maizena" in etwas Wasser glatt, gibt dieses unter stetem Rühren dazu und läßt das Ganze noch einmal aufkochen. Vor dem Anrichten gibt man dann 2 Eigelb, in etwas Rahm zerquirlt, daran.

Gefüllte Kohlrabi. Schöne, holzfreie geschälte Kohlrabi werden auf eine fingerdicke Wand ausgehöhlt und mit einer Masse aus ½ Pfund Rind- und Schweinegehacktem, 1 walnußgroßen geriebenen Zwiebel, ½ Teelöffel Kümmel, Salz und Pfeffer nach Geschmack, 1 eingeweichten, ausgedrückten Brötchen, 1 feingewiegten Sardelle gefüllt. Dann werden sie mit dem Deckelchen geschlossen, kreuzweise mit sauberem Faden überbunden, in Mehl gewendet und mit „Rahma buttergleich" in heißer Pfanne goldbraun angebraten. Mit wenig Wasser bedeckt weichgedämpft, verdickt man die Brühe mit Eigelb und Mehl und schmeckt sie mit einigen Tropfen Zitronensaft, „Rahma" und einer Prise Pfeffer pikant ab. Man reicht Salzkartoffeln dazu.

Buttercreme. 120 Gramm Zucker, ¼ Liter Milch, 4 Eigelb, 1 Eßlöffel „Maizena", 120 Gramm „Rhama buttergleich". Es wird eine Creme von 120 Gramm Zucker, ¼ Liter Milch, 4 Eigelb, 1 Eßlöffel „Maizena" am Feuer abgerührt, die man dann abkühlen läßt. Man rührt 120 Gramm „Rahma" schaumig und meliert sie mit der bereits kaltgewordenen abgerührten Creme.



Kurzweil.

Mitternachtsspuk.

Von Harald Wolf.

Wenn nachts die 12. Stunde geschlagen hat, können bis 1 Uhr alle Dinge tun und lassen, was ihnen beliebt. Du solltest das nur einmal sehen! Da würdest du aber Augen machen und lachen können, daß dir die Tränen kommen! Doch zu dieser Zeit schläfst du ruhig und friedlich in deinem Bettchen und träumst. Damit du trotzdem nicht um die Freude kommst, will ich dir verraten, wie du genau erfahren kannst, was in dieser Geisterstunde alles vor sich geht. Du wirst dir und deinen Spielkameraden manchen verregneten Nachmittag dadurch mit Vergnügen füllen können.

Ihr setzt euch (die Zahl spielt keine Rolle) an einen Tisch und nehmt jeder einen Bleistift und einen Zettel in Schulheftgröße zur Hand. Die Zettel werden — wenn unliniiert — mit Linien versehen und darauf so gebrochen, daß vier gleich breite Spalten entstehen. Jetzt schreibt jeder auf jede Zeile der 1. Spalte ein Ding, z. B. der Kochtopf, das Taschenmesser, der Besen, der Zylinderhut usw. Dann werden die Zettel bis zum 1. Bruch zusammengefaltet und dem linken Nachbar weitergegeben, so daß jeder Mitspieler einen neuen Zettel erhält. In die 2. Spalte kommen — ohne das in der 1. Spalte Stehende zu lesen!! — lauter Tun- oder Tätigkeitswörter in der 3. Person, z. B. bellt, weint, pfeift, tanzt usw. Wieder zusammenfalten und weitergeben! Nun wird die 3. Spalte gefüllt mit Eigenschaftswörtern, die sagen, wie die Dinge sind; also z. B. durchsichtig, mopsfidel, sauer, faul usw. Nochmals falten und weitergeben! An die letzte Spalte werden schließlich lauter Ortsbestimmungen geschrieben, z. B. im Aschekasten, auf der Türschwelle, in der Brotkapsel, auf der Butterschnitte usw.

Die fertigen Zettel kommen in die Mitte des Tisches. Jeder greift sich einen heraus und läßt ihn geschlossen vor sich liegen, bis er mit Vorlesen darankommt. Der Erste wickelt seinen Zettel auf und liest vor. Da werdet ihr über das Leben und Treiben in der Geisterstunde etwa folgendes zu hören bekommen:

Der Kochtopf bellt durchsichtig im Aschekasten.

Das Taschenmesser weint mopsfidel auf der Türschwelle.

Der Besen pfeift sauer in der Brotkapsel.

Der Zylinderhut tanzt faul auf der Butterschnitte usw.

Ihr könnt statt der Dinge auch eure eigenen Namen in die erste Spalte setzen. Dann werdet ihr euch sicher herzlich freuen, wenn es heißt: Max schläft zerschnitten in der Feueresse, oder: Anna kollert viereckig im Kohleneimer usw.

(Damit dich deine Spielkameraden nicht auslachen, wirst du dir natürlich Mühe geben, recht sauber zu schreiben und keine Fehler in den Wörtern zu machen. An der Schrift kann man nämlich erkennen, wer eine bestimmte Spalte geschrieben hat!)

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 20:

■	K	a	m	m	■	■	C	h	a	n	■
N	■	M	U	E	N	C	H	E	N	■	W
a	N	■	t	e	o	o	o	u	■	M	a
r	A	a	■	r	t	c	r	■	T	A	l
r	U	t	e	■	e	o	■	W	a	N	d
■	M	o	h	n	■	■	M	a	i	N	■
■	B	a	n	k	■	■	F	l	o	H	■
R	U	d	i	■	E	O	■	d	r	E	I
o	R	t	■	z	g	t	L	■	L	I	d
o	G	■	R	o	o	t	a	M	■	M	o
n	■	H	A	N	N	O	V	E	R	■	l
■	R	a	d	e	■	■	A	t	o	m	■

Auflösung des Rufnamen-Rätsels aus Coco 20.

1. **Irmgard.** — 2. Rudi. — 3. **Hilde.** — 4. Albert. — 5. Emma. — 6. **Roderich.** — 7. **Ilse.** — 8. **Erich.** — 9. **Karoline.** — 10. **Eduard**



Briefkasten.

Johanna Häring, Hermsdorf. Es ist aber ein feiner Ehrentitel, wenn man dich „Die kleine Hausfrau“ nennt. Da können wir uns denken, daß dein Vater dich nicht entbehren will, wenn du Lust hast, nach Berlin zu reisen. Sei du nur glücklich, daß du deinen Eltern eine solche Stütze bist. Wir haben sehr viel Freude an dir und grüßen dich herzlich.

Fritz Schubert in D. „Couvert“ stammt aus dem Französischen; es heißt aber übersetzt „Gedeck“. Der Franzose sagt für Briefumschlag (Briefhülle klingt auch ganz gut deutsch) „enveloppe“. — Ähnlich ist es mit „Coupé, das ist in Frankreich ein (zweisitziger) geschlossener Wagen. Für (Bahn-) Abteil sagt man in Frankreich „compartiment“. — Dank überflüssig; dein Wissensdrang ist uns Dank genug. — Gruß!

Lieschen Gehde, Berlin N 31. Daß du uns ins Herz geschlossen hast, freut uns sehr, und wir haben auch dich sehr gern. Es ist aber wirklich gut, wenn du den „Fips“ und den „Coco“ so eifrig liest, trotzdem du sonst nicht fürs Lesen bist, wie du schreibst. Man lernt beim Lesen doch sehr viel, und deine Eltern und deine Lehrer werden sich wundern, was du für Fortschritte machst, wenn du unsere Zeitung immer gründlich lesen wirst. Herzlichen Gruß!

Hertha Spät, Berlin. Der „Columbus“ ist zurzeit das größte Schiff Deutschlands: 33 000 Bruttoregistertonnen; er ist 235 Meter lang.

Fritz Wunsch in B. Die Meerkatze lebt auf Bäumen (in Afrika). Sie gehört zu der Familie der Hundsaffen und ist leicht zähmbar.

Glücksblatt, Dortmund. Es ist besser, wenn ihr euren Lehrer fragt!

Justina M., Mayen. Novalis (eigentlich Friedrich Freiherr von Hardenberg) wurde am 2. Mai 1772 zu Wiederstedt geboren, er starb am 25. März 1801 in Weißenfels. Er dichtete viele geistliche Lieder. „Wenn ich ihn nur habe“ ist von ihm.

Paul Hebke, Zerbst. Fritz v. Uhde starb 1911 (geb. 1848). Seine bedeutendsten Gemälde sind „Abendmahl“, „Madonna“, „Tischgebet“.

Else W., Berlin. Das Okapi (Ton auf der 2. Silbe) ist eine Giraffe, lebt im afrikanischen Urwald und erreicht etwa Pferdegröße.

Erna Lipphardt, Berlin. Joh. Kepler war ein Astronom (1571—1630). Er entdeckte die Gesetze der Planetenbewegung und erfand das astronomische Fernrohr.

Cocofreundin a. Breslau. Oh, nun sei nur nicht gleich böse! Das kann höchstens ein Versehen sein. Aber wie du siehst, wird alles nachgeholt! Dein Gedicht ist sehr schön. Hast du es wirklich selbst geschrieben? — Hoffentlich stehst du nun nicht zweimal im Briefkasten! Viele Grüße!

Sportfreund. Sport, nicht übertrieben, ist immer gesundheitfördernd. So weit darf es niemals gehen, daß man stundenlang im Regen draußen „übt“, das ist kein Sport mehr! Gruß!



Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an die Adresse: „Der kleine Coco“, Goch (Rhld.).

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.).